

Unsere kleine Weltstadt

Lange Zeit war das Land ein Sehnsuchtsort der Städter, Inbegriff des ruhigen Lebens in Einklang mit Tradition und Natur. Doch die Provinz hat sich längst der Welt geöffnet. Ein Essay.

Von Michael Rutschky (Text) und Florian Nitzinger (Foto)

Im Unterschied zu Ostdeutschland, das in der Gestalt von „Berlin. Hauptstadt der DDR“ ein richtiges Zentrum besaß – samt Regierungsgebäuden, historischer Prachtstraße und rebellischer Jugendbohème –, im deutlichen Unterschied dazu war die West-Schwester BRD ohne ein richtiges Zentrum, ohne einen Mittelpunkt, von dem aus sich der Rest (der allergrößte Teil) des Landes als Provinz oder Peripherie hätte definieren lassen.

Bonn brachte als die niedliche Bundeshauptstadt diese Lage perfekt zum Ausdruck. Das Parlament tagte in einer ehemaligen Pädagogischen Hochschule, und das Bundeskanzleramt, die Regierungszentrale, kam daher wie eine Sparkassenfiliale (so urteilte einer der Bundeskanzler). Westberlin, der eingemauerte andere Teil der historischen Hauptstadt, bildete ein eigenes, unvergleichliches Sozietop, das alten Damen ebenso wie linksradikalen Punks eine sichere Heimat bot. Genau besehen lag Westberlin gar nicht in Deutschland, die Stadt schien von allen anderen Orten des Landes, ja des Planeten, gleich weit entfernt. Kein Wunder, dass die rebellischen Kinder Schwabens oder Niedersachsens, der westdeutschen Provinz, so gern hierher emigrierten. Aber sie bewegten sich eben nicht von der Peripherie ins Zentrum, eher verließen sie überhaupt den gemeinsamen Raum der Nation; jedenfalls wünschten sie das.

Das alles ist vorbei. Berlin ist unzweifelhaft die Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland, und die entsprechenden Damen und Herren eilen korrekt gekleidet ins Zentrum, ihrer mannigfaltigen Geschäfte wegen. Auch die neueste Jugend ist gekommen und bevölkert dicht das jeweils angesagte Viertel Prenzlauer Berg, spottet der Dichter W., auch erst 35, schaut aus wie ein ewiger Schulausflug. Verklärt sitzen sie in den Cafés und versichern einander die Unmöglichkeit, anderswo als in B. glücklich zu sein.

Das alles schmeichelt dem Altwestberliner. Aber wenn er nach Frankfurt am Main oder nach Stuttgart reist, muss er erkennen, dass die Re-Zentrierung des Landes nach Berlin so nicht stattfindet, wie die neuen Regierungsbauten und die enthusiastischen Jungmenschens suggerieren. Die einzelnen Länder, aus denen sich die Bundesrepublik zusammensetzt, hatten einfach genug Zeit, sich von der Idee des Zentrums zu emanzipieren. Die Anwältin H., die aus Berufsgründen von Berlin nach Köln umziehen

musste, vermittelt, wenn man sie besucht, keineswegs das Gefühl, sie lebe am Rand und darbe nach der Metropole. Und so ergeht es natürlich auch den Bewohnern von München und Hamburg, von Düsseldorf und Kiel. Auf den Osten kommen wir noch.

Eine solche Entprovinzialisierung hat auch in Städten mit unbekannteren Namen stattgefunden, in Weilheim und Glücksburg, in Schweinfurt und Buxtehude. Während noch in den zwanziger Jahren zwischen Rechts und Links ideologische Kämpfe um den Moloch Großstadt und die Idealität des Landlebens tobten, fehlte solchen Debatten in der BRD der Stoff. Westberlin, die abgeschiedene Resthauptstadt, verwandelte sich unwiderstehlich in einen Zaubergarten, einen Hortus conclusus, während die kleinen alten Universitätsstädte Tübingen und Marburg, Göttingen und Münster schon dank ihrer Bildungsanstalten kulturelle Energien konzentrierten; dann kamen zahllose Neugründungen in anderen kleinen Städten hinzu. Das nordhessische Kassel, dem man gern das Attribut „verschlafen“ verlieh, leistet sich seit 1955 regelmäßig die internationale Kunstausstellung documenta, deren Renommee mit jedem Mal zunahm (und die in den fünfziger Jahren Gymnasialisten wie mir, die in der Nähe von Kassel auf dem Lande aufwuchsen, eine Vorstellung davon lieferte, wie Leute aus Paris und New York ausschauen – eine verlockende Vorstellung; kein Idealbild des Deutschen als ortsverwachsener Landmann stand ihr mehr entgegen). Unterdessen beherbergt auch Kassel seine eigene Universität.

Man kann es mit den eigenen Augen sehen, wenn man Deutschland im Zug durch- oder im Flugzeug überquert, und man kann es auch beklagen: Eine deutliche Unterscheidung von Stadt und Land ist nur selten auszumachen. „Urban sprawl“ nennt es die Kulturkritik anglistisch verlobt und diagnostiziert einen Entwicklungsfehler: Die Dörfer verwandeln sich in Vororte, mittels deren die kleinen Städte sich vergrößern, um bei den mittleren und großen anzudocken – im Grunde läuft alles auf eine einzige Großsiedlung hinaus, von Landschaftselementen wie Wald und Feld manchmal schwach, manchmal deutlich unterbrochen. Die lokale S-Bahn verbindet Stuttgart, die Hauptstadt von Baden-Württemberg, mit dem niedlichen Städtchen Marbach am Neckar (wo in der Gestalt des Schiller-Museums und des Deutschen Literaturarchivs ein großer Schrein der Nationalkultur aufgebaut ist); schaut man bei dieser Fahrt aus dem



Fenster, könnte man auch zwischen Essen und Gladbeck unterwegs sein, im westlichsten Westdeutschland, das sich ohnedies zu einer einzigen Riesenstadt verbindet.

Wie viele unter seinesgleichen hat auch Marbach den historischen Stadtkern schön restauriert – nachdem die Neubauwut der fünfziger Jahre abgeflaut war, eine Wut, die so viele Städte der BRD, vom Bombenkrieg zerrümmert, einander so ähnlich gemacht hat. An den Gaststätten, die der Tourist in den idyllischen Gassen, an den malerischen Marktplätzen frequentieren kann – auch die Einheimischen lieben, besonders sonntags, die Mahlzeit im Lokal –, an diesen Gaststätten kann man die Entprovinzialisierung der Provinz schön ablesen.

Zwar tragen die Lokale altdeutsche Namen wie „Ratskeller“ oder „Grüner Baum“ oder „Goldener Löwe“; ihre Speisekarte aber ist gerne auch der italienischen oder der griechischen oder der jugoslawischen Küche verpflichtet. Pizza oder Lasagne isst man im Ratskeller, Gyros oder Moussaka im Grünen Baum und im Goldenen Löwen Cevapčići oder

Satarasch. In vielen Gegenden Deutschlands, die ohne starke Regionalküche waren – wie sie etwa in Bayern oder an der Küste herrscht –, hat längst „der Italiener“ den Platz dieser Lokalküche eingenommen.

Ja, kommen wir genauer auf die Soziologie dieser Provinz, die keine mehr ist, zu sprechen. – Dies Haus dort, nicht wahr, ist das schönste am Alten Markt, im 18. Jahrhundert erbaut, weiße Fensterrahmen, die Fassade mit grauem Schiefer verkleidet – sie werden es nicht glauben: Dies Haus befindet sich im Besitz einer türkischen Familie. Langsam und in Jahrzehnten hat sie sich nach vorn gearbeitet – jetzt gehören ihr das Restaurant „Deutsches Haus“ sowie Obst- und Gemüsegeschäfte in der Burgstraße und der Langen Gasse, außerdem der Döner-Imbiss am Neuen Markt, von weiterem Immobilienbesitz zu schweigen. Rasch hatte das Familienoberhaupt verstanden, wie wichtig in unserer kleinen Stadt gerade solcher Besitz immer noch ist. Versteht sich, dass seine Enkel das Gymnasium besuchen und ein Hochschulstudium anvisieren – das Modell des sozialen Aufstiegs, welches die BRD von Anfang an etablierte.

Nicht dass unsere kleine Stadt die türkische Familie sogleich mit offenen Armen, wie man sagt, aufgenommen hätte. Gerade die deutsche >>